



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1929

8 (1929)

Caritasblüten

Nr. 8

August

1929



AUS BEURONER MARIENLEBEN

BK

Du kniest vor Gottes Throne
Im sel'gen Heimatland,
Empfängst des Himmels Krone,
Aus des Dreiein'gen Hand!
Und Engel jubeln, singen
Und spielen auf Schalmei'n,
Und Cymbeln, Harfen klingen,
Um dich zu benedei'n!

Laß auch von uns dich grüßen,
Du milde Königin,
Zu des Dreiein'gen Füßen
Nimm unser Loblied hin!
Und schau aus Himmels Höhen
Auf uns mit Mutterblick,
Hör gütig unser Flehen,
Führ uns zum Sohn zurück.



Zum Feste Mariä Himmelfahrt

„O Mutter des Heilandes, Jungfräuliche, Du,
Heut jubeln die Chöre der Engel Dir zu.
Den Seelen, von steten Gefahren undroht,
Erzeig' Deine Fürbitt' im Leben und Tod!“

Maria, unsere Mutter, Maria, ein Stern auf dem Meere dieses Lebens! — Jedes Menschenkind hienieden gleicht einem Schifflein auf sturmbewegtem Meere. Wenn es geboren wird, fährt es hinaus auf die hohe See des Lebens, wo es gar vielen Stürmen entgegengeht und deshalb leicht untergehen und zugrunde gehen kann. Nur dann, wenn Maria auf dem Fahrzeug ist, wenn sie uns begleitet und beschützt, wenn unser Auge auf sie, den leuchtenden Meeresstern, gerichtet ist, wird unser schwaches Lebensschifflein unbeschädigt sein Ziel, den sichern Hafen erreichen. Von dieser Erfahrung durchdrungen, bemühen sich auch alle seeleneifrigen Missionare und Missionschwester, die Eingeborenen zu Maria, zur seligsten Jungfrau, die immer Schutz und Schirm aller Menschenkinder gewesen ist, zu führen, ihre Feste so schön als möglich zu begehen.

Herz und Seele erhebend wurde in der schönen Station Riboscho der 15. August 1927, „Mariä Himmelfahrt“, das Patronatsfest der Mission, gefeiert. Obwohl es einige Tage vorher trübe und regnerisch gewesen, war das Wetter am Festtage selbst wunderschön; hell strahlte die Sonne am wolkenlosen Firmament, so daß der Kibo im Hintergrunde der Missionsstation mit seiner schneebedeckten Kuppel wie silbern glänzte und glitzerte und die darunterliegenden moosgrünen Matten und hellgrünseidenschimmernden Bananenhaine recht malerisch gestaltete. Vor der Mission Riboscho aber sieht man bei klarem Wetter die vielen dunklen Schluchten und Abhänge, die hinab zur Steppe führen, die sich weit, wie ein unabseh-

bares Meer ausdehnt, ein herrliches Panorama, das sich sogar bis zu der nächstliegenden Militärstation *Mosji* hinreckt.

Den Mittelpunkt dieser so lieblich im Grünen gelegenen, von Rosenbüschen und Cypressen-Alleen umgebenen Missionsstation *Riboscho* bildet die alte Kirche. Schlicht, längst zu klein ist sie für das eifrige Christenvolk, aber dennoch traut und zur Andacht stimmend. Sie ist das Heiligtum, das Zelt des Herrn, der Sammelplatz der Herde Christi, wo sich die Schäflein um den Hirten scharen. Längst schon vor dem Gottesdienste standen die Eingeborenen in ihren meist blendend weißen oder hellen langen Raftanen (wie lange Hemden) vor der Kirche oder lagerten im grünen Rasen. Unwillkürlich kam mir bei der Betrachtung dieses anmutigen Bildes der Psalm in Erinnerung: „Der Herr ist mein Hirte, nichts kann mir mangeln; auf seiner Weide läßt er mich rasten.“

Endlich um 8 Uhr erschallte harmonischer Glockenklang und nun strömte das Volk, klein und groß, alt und jung zu den Kirchthüren herein. Die Jugend natürlich, besonders die Buben, drängten sich dicht aneinander, so richtige Lämmlein Christi, sie hatten es besonders wichtig, möglichst nahe an den Altar zu kommen; denn heute gab es etwas Außergewöhnliches zu sehen. Es war nämlich ein paar Tage zuvor der *Askafu* — Bischof eingetroffen, der oberste Hirte seiner Herde, den mußten sie doch gut sehen. Richtig, da hörte man schon Hörner- und Trompetenklang und Trommelschlag; er kam, der Hohepriester des Herrn; vor ihm das Kreuz, viele kleine Leuchterträger, lauter schwarze Knaben, denen das weißrote Chorgewand allerliebste stand, dann der hochwürdigste Herr Bischof *Gogarty*, eine hohe aszetische Erscheinung mit der langen rotlilafarbenen Seidenschleppe, welche von fünf Knaben getragen wurde. Sechs geistliche Herren, meist Rektoren der Nachbar-Missionsstationen, waren zum Feste nach *Riboscho* gekommen und begleiteten den Bischof im vollen priesterlichen Festornate zum Altare, — ein ergreifendes Bild. —

Vom hochw. Herrn Pater Superior von *Rilema* wurde eine begeisterte Predigt gehalten und in musterhafter Stille und rührender Aufmerksamkeit waren aller Augen auf den edlen Priestergeis gerichtet, der trotz seines hohen Alters mit jugendlicher Frische sprach, so daß es weithin zu vernehmen war. Wie Friedensglockenklang schallte der süße Name „*Mariam*“ von seinen Lippen, *Maria*, unsere Mutter, ein Stern auf dem Meere des Lebens, unsere immerwährende Hilfe, *Mariam*, die Zuflucht der Sünder, tönte und schallte es in den tröstlichsten Worten durch die mit ungefähr 3000 Eingeborenen angefüllte Kirche und auch draußen harrten noch viele andächtig lauschende Menschen. War es doch ein Marienfesttag, einer der größten, welcher in *Riboscho* als Patronatsfest gefeiert

wird. Das eifrige Christenvolk von Riboscho hatte sich würdig auf dieses Fest vorbereitet; tags zuvor waren die Beichtstühle aller Missionare umlagert bis zum Abend.

Um 9 Uhr wurde vom Pater Superior v. Uru das feierliche Hochamt unter Assistenz zweier Missionare gehalten mit jener Würde und Andacht, die das Auftreten der katholischen Priester überall so erbaulich gestaltet.

Der Bischof hatte seinen Sitz unter dem roten Thronhimmel, ihm zur Seite zwei Missionare aus Kilema, Pater Superior und ein Pater Seminarprofessor. Gegenüber kniete der Superior von Riboscho, welcher als Leiter des Festes alles organisierte. Wahrlich, er konnte mit dem musterhaften Verhalten seines Christen- und Heidenvolkes während der heiligen Handlung wohl zufrieden sein. Nicht weniger als 1250 heilige Kommunionen wurden von drei Priestern ausgeteilt und trotz des kleinen Raumes kam keine Störung vor.

Der Gesang, meist von hellen Knabenstimmen, war schön und erbaulich, weil man fühlte, er kommt aus reinen, frommen Herzen und ist jedenfalls ebensoviel wert als fein geschulter, künstlerisch dirigierter Chorgesang. Zum Schluß ertönte noch vielstimmiger Volksgesang und das herzerhebende in der Sualiheli-Sprache kräftig gesungene Mutter-Gottes-Lied: „Maria, Mama wa Riboscho“ brauste wie Orgelton durch die ganze Kirche.

Doch damit war der Festtag Mariä Himmelfahrt noch nicht zu Ende. Um 2 Uhr ward die feierliche Vesper gesungen und nachher setzte sich die Prozession mit der Mutter-Gottes-Statue, die unbefleckte Empfängnis, von vier großen, weißgekleideten Mädchen aus den Reihen der Marienkinder getragen, in Bewegung.

Eine große, lange Prozession war es, in der Mitte der Bischof unter dem Thronhimmel, von den Priestern umgeben und von vielen Chorknaben, die teils Lichter, teils die Schleppe trugen. Mit leuchtenden Augen, betenden Lippen und fromm gefalteten Händen wallten die guten Eingeborenen den Prozessionsweg entlang, welcher durch schöne Alleen und gut geebnete Wege zur Lourdesgrotte hinabführte. Rechts und links von den schattigen Alleen standen stellenweise rotbehängene Kaffeebäume, und muntere Vögel saßen auf den leuchtenden Korallenbeeren und zwitscherten ihre Weisen. Da erfüllte sich, was der Psalmist sagt: „Alle Bäume des Waldes jubeln vor dem Angesichte des Herrn.“ Die Vögel des Waldes sangen ihre Psalmen, in vielstimmigem Chor beteten die Kreaturen und Ave, Ave Maria tönte es aus den glücklichen Herzen dieser schwarzen Christengemeinde von Riboscho.

Die Lourdesgrotte ist eines der lieblichsten Plätzchen in Riboscho. Die wildromantische Natur, die schroffe Felsenwand,

die natürliche Quelle und die herrliche große Statue der unbefleckt empfangenen Gottesmutter, welche so lieblich in der Grottenhöhle steht, unter welcher ein kleiner Steinaltar errichtet ist, war das Ziel der Prozession und von dort ging es singend und betend auf einem andern schönen Wege durch eine Cypressen-Allee zur Kirche zurück, wo dann noch vom Bischof der heilige Segen mit dem hochwürdigsten Gute gegeben wurde. Darauf zerstreuten sich nach und nach die Andächtigen und kehrten in ihre Wohnungen zurück.

Es war wirklich ein schöner, lieblicher Gnadentag, dieses Fest „*Mariä Himmelfahrt*“. Die Eingeborenen Afrikas haben es bereits gelernt, Maria zu lieben, auf sie zu hoffen, und haben es erfahren, daß, wer zu diesem himmlischen Sterne hinausschaut, vor vielen Klippen und Abgründen der Sünde bewahrt bleibt. Aber auch jene, welche in die Sünde gefallen sind, finden bei Maria eine liebevolle Mutter, die ihnen hilft vom Falle aufzustehen; denn sie ist die Auspenderin der Barmherzigkeit Gottes, die Verwalterin der himmlischen Gnadenschätze.

„Blick nieder, o Süße,
Aus himmlischen Höh'n,
Und hör' unser Fleh'n!“

Schw. Engelberta.

5

Lilian



Im vergangenen Jahre hatte ich ein sehr talentiertes und auffallend gutes 16jähriges Mädchen namens Lilian in meiner Klasse. Sie gehörte der Sekte der Sionisten an und lebte streng und genau nach den Vorschriften ihrer Religion. So nahm sie z. B. nie Schweinefleisch zu sich, wenn solches den Kindern verabreicht wurde. Ihre Religion verbot ihr auch, irgendwelche Medizin zu nehmen. Da sie nun schlecht hörte und der Arzt nach einer Untersuchung sagte, daß durch Einspritzungen ihre Gehörfähigkeit sehr gehoben werden könnte, weigerte sie sich grundsätzlich, von irgendeiner Medizin Gebrauch zu machen. Ich redete mit ihr hierüber, doch da erklärte sie mir, lieber die Schule zu verlassen und ihr Studium aufzugeben, als ihrer Religion untreu werden. Nun versuchte ich ihr klarzumachen, daß sie dadurch kein Unrecht begehe; denn der Doktor, ein guter Katholik, und Rev. Father Bernard, ihr Prinzipal, würden sicher nicht wollen, daß sie den lieben Gott beleidige. Dann machte ich sie auch noch aufmerksam, daß der liebe Gott die vielen Heilkräuter hätte wachsen lassen, damit die Menschen

davon Gebrauch machen könnten. Ihre Verwandte, die auch hier im Colleg ist, schrieb im Verein mit ihr einen Brief an ihre Mutter, in welchem sie fragten, ob sie erlaube, daß Lilian tun dürfte, was der Arzt von ihr verlange. Dieselbe willigte ein, und nun tat sie gern alles, was man ihr riet und vorschrieb. Nun war sie überzeugt, daß sie Gott nicht beleidigte. In der Schule war sie im Lernen die beste, erhielt immer die besten Zensuren und war, was noch wichtiger ist, auch im Betragen die erste. Ihre Mitschülerinnen gestehen, daß sie immer so lieb, still und zurückhaltend gewesen sei, daß sie niemals jemand wehe getan habe, jedoch immer bereit gewesen sei, zu helfen, wo sie nur konnte, und zwar mit einem Lächeln auf den Zügen. In der Kirche habe sie immer unbeweglich gekniet mit erhobenen, vor der Brust gefalteten Händen und hätte sich niemals auf die Bank gestützt, wie alle andern so gern tun. Sie sagten noch weiter, daß sie unwillkürlich zur Andacht gestimmt worden seien, wenn sie Lilian gesehen hätten. Ihre Nachbarin in der Schule erzählte, sie hätte ihr immer kleine Liebesdienste erwiesen, wie z. B. die Bücher in Ordnung gebracht, die sie in Unordnung habe zurückgelassen.

Sie sehnte sich wirklich danach, gut zu sein. Oft sagte sie zu mir: „Bitte, Schwester, bete doch für mich, daß ich dem Heiland ein reines Herz bewahre.“ Wie alle Schüler, besuchte sie jeden Morgen nach der heiligen Messe den Religionsunterricht, der den Protestanten vom Pater Johannes Baptist erteilt wurde. Derselbe unterrichtete auch noch jede Woche besonders diejenigen, die von der katholischen Lehre mehr wissen wollten und sich mit dem Gedanken trugen, katholisch zu werden. Lilian hatte stets viele Fragen an mich zu stellen, die mir nur zu klar zeigten, wie ernst sie es nahm mit der Erfüllung des heiligen Willens Gottes. Sie hatte sich auch ihrer Cousine gegenüber geäußert, daß sie, wenn sie wirklich katholisch würde, eine ganze Katholikin werden wolle.

Sie meinte damit, daß sie nicht nur den katholischen Glauben annehmen, sondern dem Heiland ganz angehören wolle, um seine kleine Braut zu sein. Als ein Mädchen meiner Klasse den Kandidatinnenschleier erhielt und Lilian leise von mir gefragt wurde, ob sie auch gerne den Schleier nähme, sagte sie: „O, wie gerne, Schwester!“ und ihre Augen sprachen noch mehr als ihr Mund. Nun kamen die halbjährigen Ferien. Die meisten Kinder hatten sich schon verabschiedet und waren auf dem Wege zur Station. Ich hatte noch etwas zu tun für Vater Bernhard und ging nochmals zur Schule. Auf dem Wege dahin machte ich einen kurzen Besuch in der Josephskirche. Sie war ganz leer bis auf den Heiland und seine kleine Auserwählte, Lilian, die ganz dicht an der Kommunionbank kniete, als wenn sie sich nicht von ihrem lieben Jesus



Unsere Missionschülerinnen in Neueneben.

Unsere junge Pflanzstätte künftiger Missionarinnen ist auch in unserem Leserkreise noch wenig bekannt. Wir zeigen darum heute unsere muntere Studentinnenschaft, die sich durch eifriges Studium auf den schönen Beruf einer Missionarin vorbereitet. Ihr Ziel ist, Seelen zu gewinnen, an der beglückenden Arbeit der Erziehung und des Unterrichtes auf dem großen Arbeitsfeld der Mission teilzunehmen.

„Herr, sende Arbeiterinnen in deinen Weinberg!“

trennen könnte. Es drängte mich, etwas zu warten, ob sie vielleicht nur eine kurze Anbetung mache, wie die Kinder zu tun pflegen, wenn sie an der Kirche vorbeikommen, jedoch vergebens; schon ihre unbewegliche Haltung verriet, daß der Heiland sie gewiß fest an sich gezogen hätte. Unzweifelhaft wurde es ihr sehr schwer, die traute Stätte zu verlassen, die ihr so lieb geworden war, da ja in ihrer Heimat keine Kirche war — nur ab und zu kam ein katholischer Geistlicher dorthin, und es war sehr fraglich, ob ihre Mutter ihr erlaubte, am katholischen Gottesdienste teilzunehmen.

Als sie von den Ferien zurückkam, gestand sie mir, wie sehr sie sich freue, nun wieder täglich der heiligen Messe beiwohnen zu können. Konvertiten sind meist eifrig, aber einen solchen Eifer und eine solch standhafte Liebe zum Heiland habe ich noch nicht erlebt. Sie hat mir in der Schule nie den leisesten Anlaß zum Tadel gegeben, im Gegenteil konnte ich sie stets als Vorbild hinstellen. Sie war sehr dankbar und wußte oft nicht, wie sie ihrer Dankbarkeit Ausdruck verleihen sollte. So gab sie sich nicht damit zufrieden, im Verein mit den andern zum Namenstage zu gratulieren, sie mußte in einem eigenen Briefe ihre Dankbarkeit versichern und hatte dabei einen ganz eigenen Weg, der so zum Herzen sprach.

Als sie vor den Inspektoren ihre Prüfung im Unterrichten machen mußte, war ich ihr etwas behilflich im Herausfinden von Material, das sie für den Unterricht notwendig hatte. Nach der Lektion wußte sie auch nicht, wie sie sich dankbar zeigen sollte. Sie wollte mir vor Freude die Hand küssen. Ich sagte ihr dann: „Tue das nicht, Lilian, sieh', ich weiß ja recht gut, wie dankbar Du bist, doch dem Heiland mußt Du recht innig Deine Dankbarkeit beweisen; denn er hat Dir ja am meisten geholfen.“ Da wurde sie ein wenig traurig und sagte: „Dem Heiland habe ich schon gedankt und der will doch sicher, daß ich auch Dir danke.“

Sie wurde etwas später, Ende Oktober, krank und fieberte, darum mußte sie im Hospital bleiben. Es tut mir sehr leid, daß ich sie nicht öfter besuchte, doch damals dachte ich, es sei besser, nicht so oft zu ihr zu gehen; Lilian hat aber niemals gefragt, warum ich nicht öfter komme, noch habe ich jemals eine andere Klage aus ihrem Munde gehört, auch nicht über Schmerzen. Sie hatte für alle und für alles stets ein Lächeln. Die Krankheit stellte sich als unheilbare Tuberkulose heraus, und der Arzt erklärte, es sei besser, sie mache kein Endexamen und gehe nach Hause. Sie wünschte aber so sehr, erst katholisch zu werden. So wurde sie einen Tag vor ihrer Abreise getauft und erhielt den Namen *M o n i k a*. Als sie ihre Bücher aus der Schule holen wollte, war ich gerade mit meiner Klasse im Freien. Eine Mitschülerin begleitete sie hinauf, und dort

schrieb sie noch an die Wandtafel, wie glücklich sie nun sei, katholisch zu sein und sie wolle in ihren Gebeten, besonders zur Zeit des Enderamens, recht innig für ihre Mitschülerinnen und für das ganze Colleg beten. Das meiste hatte sie in Latein geschrieben; überhaupt habe ich mich oft gewundert, wie sie so schnell lateinische Ausdrücke lernte. Sie hatte eine ganz besondere Vorliebe für diese Sprache und gebrauchte sie oft auch in Briefen.

Ich fürchtete nicht für Monikas Standhaftigkeit, wenn sie nach Hause ging, jedoch fürchtete ich die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden haben würde. Ihre Mutter war Sionistin, ihr Vater gehörte der Sekte der Wesleyen an. Diese würden, das war meine Sorge, gewiß nichts unversucht lassen, sie zum alten Glauben zurückzuführen. Tatsächlich hatte sie viel zu kämpfen. Ein heidnischer Doktor, den ihre Eltern konsultiert hatten, sagte, daß die Katholiken einen Geist aus dem Grabe heraufbeschworen hätten, der von Monikas Brust Besitz ergriffen und sie krank gemacht hätte. Sie müsse den Dunst eines gewissen Oles einatmen, und dann würde sie wieder gesund. Mit aller Gewalt hat sie sich gegen diese Aufforderung wehren müssen und sich nur durch Flucht aus den Händen des heidnischen Doktors, der sie festhielt, retten können. Oft auch suchten die Religionsbrüder ihrer Mutter diese zu überzeugen, daß die Katholiken ihr Kind krank gemacht hätten, und Gott hätte dies zugelassen, um ihr zu zeigen, daß er nicht damit zufrieden wäre, daß sie ihren Glauben verleugnet hätte. Welch heldenhafte Tugend gehörte dazu, in einer solchen Umgebung standzuhalten! — Mit ihren geringen Erfahrungen in der katholischen Religion konnte sie wenig für die Wahrheit derselben eintreten, um so mehr verteidigte sie ihren Glauben durch ihre Lebensweise. Der Heiland ließ sich seine kleine Auserwählte nicht rauben, er zog sie vielmehr immer näher an sich, ermöglichte ihr die erste heilige Kommunion und beschenkte sie mit dem kostbarsten seiner Brautgeschenke — mit Leiden. Die Krankheit wurde immer ernster, der Husten schmerzvoller. Auf einer Seite konnte sie schon gar nicht mehr liegen, und doch spielte beständig ein seliges Lächeln um ihre Lippen. Sie hatte erkannt, welch große Gnade es ist, für Jesus zu leiden. In dieser Zeit schrieb sie mir noch mit zitternder Hand einige liebe Briefe. Diese ihre kindliche Liebe war ein schwaches Fünkchen, das sich losgelöst hatte von der Glut der Gottesliebe, die sie verzehrte. Von einer katholischen Lehrerin (einer Cousine von ihr, die ich schon erwähnte und die ganz stolz auf ihre heldenhafte Cousine war) hörte ich, daß sie seinerzeit drei Vereinbarungen mit dem lieben Heiland getroffen hatte:

1. Für ihn als eine goldene Rose der Liebe zu glühen;
2. Für ihn als eine rote Rose des Martyriums zu leiden, und

3. Für ihn als eine weiße Rose der heiligen Reinheit in der Erfüllung seines heiligen Willens zu sterben.

Eines Tages erpreßte ihr der böse Husten einige Tränen. Ihre Mutter litt sehr, ihr Kind so leiden zu sehen und fragte sie: „Kind, warum weinst Du, hast Du Schmerzen?“, worauf Monika erwiderte: „Mutter, es ist kein Unrecht zu weinen, sieh, der Heiland hat ja auch geweint.“ Die Tränen ihrer Mutter suchte sie in jeder Weise zu stillen. Sie sagte oft: „Wenn ich doch wüßte, wie ich es anfangen sollte, daß niemand um mich trauert und weint, wenn ich sterbe. Es ist mir doch nur, als wenn ich durch ein Tor in eine schönere Stadt einziehen würde. Könnte ich doch erreichen, daß ihr alle euch mit mir freutet!“ Sie wiederholte auch oft, wie sehr sie allen danken möchte, die ihr zum katholischen Glauben verholfen hätten und fügte hinzu: „Nun bin ich, was ich bin.“ Sie betete als treues Kind ihrer himmlischen Mutter immer noch, auch in den größten Schmerzen, den heiligen Rosenkranz und sang mit Vorliebe lateinische Lieder, die sie hier gelernt oder die im Gebetbuch standen. Eines Tages wünschte sie von ihrer Mutter, daß diese ihr ein Lied vorsingen möchte. Sie wollte ein protestantisches Lied singen, weil sie kein anderes konnte, doch dann äußerte Monika den Wunsch, Katholiken zu holen, damit sie ihr ein katholisches Lied vorsingen könnten. Wie wehe muß dies ihrer Mutter getan haben, und doch glaubte Monika ihrem Glauben nicht im geringsten untreu werden zu dürfen. Ihre Mutter grämte sich sehr um sie und konnte gar nicht glauben, daß sie sich von ihrem Kinde trennen müsse. Da sagte Monika einmal zu ihr: „Mutter, sieh', ich wäre schon lange beim lieben Heiland, aber Du läßt mich ja nicht gehen. Erlaube doch, daß ich zu ihm gehe, dort kann ich ja viel besser für Dich sorgen, als ich es tun könnte, wenn ich hier bei Dir bliebe.“ Darauf ergab sich ihre Mutter in den heiligen Willen Gottes. Sie ließ noch einmal einen sogenannten Propheten ihrer Religion kommen, um ihr zu sagen, was er denke, ob ihre Tochter den rechten Geist habe oder nicht. Als er Monika gesehen hatte, sagte er, daß er einen kleinen Engel gesehen habe und daß sie sich keine Sorge zu machen brauche; denn, wenn er sie anschauete, müsse er unwillkürlich danken, daß dieses Kind niemals Gott beleidigt habe. In der letzten Woche ihres Lebens empfing sie noch die heiligen Sterbesakramente — — dann wartete sie nur noch auf das „Veni“ ihres lieben Jesus. Sie litt unsäglich. Eines Tages war der Husten so hartnäckig, daß sie besinnungslos wurde. Erst nach einiger Zeit kam sie wieder zu sich. Da sagte sie: „Lebe ich noch? — Oh! ich dachte, ich sei gestorben, — Mutter —, ich war im Himmel und habe schon meinen Platz gesehen.“ Alle, die zu ihr kamen, waren sehr ergriffen. Bis zum letzten Moment machte sie noch das

heilige Kreuzzeichen, wenn man sie mit Weihwasser besprengte, und das „Amen“ des letzten Kreuzzeichens war auch das Amen ihres so Gott wohlgefälligen Lebens. Sie verschied beim Angelusläuten am Sonntag, den 13. Mai 1928.

An ihrem Begräbnisse nahmen auch sehr viele Andersgläubige teil, die sich dahin äußerten, daß die katholische Religion doch etwas Großes sein müsse, weil Monika so heldenhaft dafür gekämpft habe bis zum letzten Atemzuge. Schw. M. Stanisla.



Schwester M. Aletha †

Der Todesengel, der in den letzten Monaten aus unserer Genossenschaft so manche Blüte brach, hat am 18. Juni eine reife Frucht ganz unerwartet gepflückt. — Unsere gute Schwester Aletha, Oberin in Princeton in Nord-Amerika, kam nach fünf Jahren zur Regelung einiger Angelegenheiten am 5. Mai nach Europa zurück. Wohl ließ ihr Gesundheitszustand viel zu wünschen übrig, aber dennoch hatte sie große Hoffnung, wieder nach Amerika zurückkehren und mit doppeltem Eifer für die Genossenschaft dort arbeiten zu können. Als im Jahre 1923—1924 der finanzielle Zusammenbruch Deutschlands auch unserer Genossenschaft unerseßliche Verluste brachte und der Bau der Missionschule nicht mehr hinausgeschoben werden konnte, hat Schwester Aletha sich in ihrer großzügigen Weise angeboten, in Amerika Hilfe zu suchen. Sie unternahm die Pionierarbeiten der ersten Neugründung dort und opferte sich unter unsäglichen Strapazen für das Wohl der Genossenschaft und der ihr gestellten Aufgabe.

Nach fünfjähriger, schwerer Arbeit besuchte sie das Mutterhaus Heilig Blut, brachte dann drei bis vier Wochen in un-

serem Theresianum in M. Gladbach zu, bis ihr langjähriges Magenleiden sie zwang, sich einer ärztlichen Behandlung in unserem Herz-Jesu-Krankenhaus in Paderborn zu unterziehen. Die Operation war sehr gut verlaufen und ließ auf baldige Genesung hoffen. Doch da befiel sie nach einigen Tagen eine akute Lungenentzündung und sie verschied am 18. Juni, wohlversehen mit den heiligen Sterbesakramenten, im 59. Lebensjahre und im 25. Jahre ihrer heiligen Ordensprofess. Ganz ergeben in Gottes heiligen Willen, sanft und lächelnd gab sie ihre schöne Seele in die Hände des Schöpfers, für den sie lebte und wirkte, zurück. Schwester Aletha gehörte zu jenen Seelen, die das, was sie andere lehrten, auch selbst bis ins Kleinste beobachteten.

Sie hat das Missionshaus in Neuenbeken, wofür sie gearbeitet und geopfert hat, nicht mehr gesehen. Ihre Leiche aber wurde noch in der stillen Klosterkapelle aufgebahrt und nun ruht sie auf dem Friedhof, im Schatten des altherwürdigen Gotteshauses von Neuenbeken, wo sie mit einigen ihrer Mitschwestern der ewigen Auferstehung entgegenharrt.

R. I. P.

Hilarion, der kleine Mtaitajunge.

Bura (Ost-Afrika)

Meine Kleinen kamen zur Schule herantrottelt. Einzelne in ihrem Naturkostüm, andere mit Lappen bedeckt, wieder andere schon in fertigen Kleidchen. Wir begannen mit der untersten Stufe des Katechismus, mit der Erlernung des heiligen Kreuzzeichens. Die meisten brachten es wirklich schon glänzend fertig und konnten auch schon etwas beten. Nur der kleine Hilarion machte einige Luftstreiche mit der linken Hand, wobei die anderen in helles Lachen ausbrachen und riefen: „Das ist ein Mtaita!“ Der Kleine schaute mich ganz verlegen an und nun merkte ich, daß er überhaupt die Suhahelisprache nicht verstand. Es schien auch, als hätte er kein besonderes Talent dafür, so teilnahmslos saß er da. Nach und nach lernten die Kinder die Katechismusfragen zur Vorbereitung auf die erste heilige Beichte, während Hilarion noch bei denen saß, die erst das Morgen- und Abendgebet zu lernen hatten. Eines Tages hieß es nun, der Reihe nach alle Katechismusfragen beantworten und die vorgeschriebenen Gebete aussagen zu können. Es war ein kleines Examen. Da verläßt Hilarion seinen Platz und stellt sich unter die Reihe derjenigen, welche zur Katechismusprüfung zugelassen wurden. Die größeren Schüler machten sich schon auf eine lustige Szene gefaßt, als sie den kleinen Helden hervortreten sahen. Wie staunten aber

alle, als unser Hilarion ohne Anstoß alle Gebete aussagte und die Fragen tadellos beantwortete. Ich selbst wußte nicht, was ich sagen sollte.

„Du hast Deine Sache gut gemacht Hilarion, bist aber noch viel zu klein, darum muß ich erst den Vater fragen, ob Du zur Beichte zugelassen wirst.“ Da bricht Hilarion in Schluchzen aus und sagt mit gebrochener Stimme: „Ich möchte beichten, damit ich bald zur heiligen Kommunion gehen kann.“ Am nächsten Tag fand das gleiche Examen beim Superior der Mission statt, und ohne gerufen zu sein, stellte sich auch der kleine Hilarion ein. Er machte seine Sache wieder tadellos und wurde deshalb zum Empfang der heiligen Sakramente zugelassen. Seither ist der Kleine täglich in aller Frühe in der Kirche und auch am Tische des Herrn. Seine Mutter ist eine fanatische Heidin, hat aber nicht den Mut, ihrem Söhnchen etwas in den Weg zu legen. Der Vater ist vor einigen Jahren gestorben. Der Kleine kann sich seiner nicht erinnern. Jetzt trat Hilarion mit der Bitte heran, er möchte Priester werden. Gebe Gott, daß er so brav bleibe, sein Ziel erreiche und auch seiner Mutter noch die Gnade der Bekehrung erwirke.



Ein jugendlicher Glaubensheld

Die schwarzen Kinder müssen sich oft die Gnade des katholischen Glaubens mit Qual und Pein erkaufen. Davon möge folgendes Beispiel Zeugnis geben. Am Tag der Aufnahme in das Katechumenat bekommt jedes Kind eine Mutter-Gottes-Medaille. Mit großer Freude nimmt jeder Empfänger das erste Ehrenzeichen der Himmelslehre entgegen, und gleich hat sich jedes Kind ein Schnürchen aus Bananenbast gedreht, woran die Medaille schön vor die meist unbedeckte Brust zu hängen kommt. So erinnere ich mich sehr lebhaft eines zwölfjährigen Jungen, namens Kiara. Die Schwarzen geben meistens ihren Kindern einen neu aufgegabelten Namen, den sie bei Gelegenheit von Europäern gehört haben. So z. B. war ich einmal während des Krieges, mittags um zwei Uhr, in einer Häusergruppe, wo eben neue Erdenbürger erschienen. Das eine Kind bekam den Namen: Saa nane (d. h. zwei Uhr), während das andere den Namen: Waengreza (d. h. Engländer) erhielt, denn um zwei Uhr marschierte gerade ein Trupp Engländer durch die Gegend.

Kiara, von dem ich heute erzählen möchte, kam auf ähnliche Weise zu seinem Namen. — Stolz trug er also seine Medaille auf der bloßen Brust, als wäre sie schon ein Freibrief

für den Himmel. Doch als er damit nach Hause kam, begann für den jungen Katechumenen ein harter Kampf. Seine Mutter, eine wilde Heidin, sah mit rollenden Augen auf die glänzende Medaille auf ihres Kindes Brust. Ein Schnitt durch die Bast-schnur, und im nächsten Moment lag die gesegnete Medaille in dem auf dem Boden flackernden Feuer. Es ging bei der erzürnten Heidin so flink, daß Kiaro vor Schreck kein Wort hervorbringen konnte. Seine Mutter sagte nur in Hast: „Weg mit dem Zaubermittel. Wenn Du das trägst, wird Dein Geist umgewandelt, so daß er sich nach oben hinter die Wolken wünscht; Du aber mußt, wie ich und Dein Vater, hinab ins Totenreich.“ Kiaro sah, wie seine liebe Medaille glühend rot und dann schwarz wie Kohlen wurde; darüber war der arme Junge sehr betrübt. Am folgenden Morgen nach der Katechese näherte er sich meinem Pulte und sagte schüchtern, am Kinn zupfend (eine Bittzeremonie): „Mama, Goba nipe tena Mdai, naomba sana.“ (Mutter, hab Erbarmen, gib mir wieder eine Medaille, ich bitte sehr.) „So, hast Du Deine Medaille verloren?“ fragte ich ernst. „Nicht verloren, meine Mutter hat sie ins Feuer geworfen“, sagte der Knabe mit tränenfeuchten Augen. „Du bist gut, gib mir nochmals eine, ich werde sie sicher nicht mehr verunehren lassen.“ Ich gab ihm also die zweite Medaille mit den Worten: „Denke daran, was nichts kostet, ist nichts wert!“ und hochbeglückt drehte sich Kiaro ein zweites Schnürchen und hing die Medaille um den Hals. Offenbar dachte er nicht daran, wie energisch ihn seine Mutter behandeln werde. Als er zu Hause ankam, war die Mutter gerade beim Ausschöpfen des dampfenden Maisbreis. Der Junge hatte großen Hunger, denn der Weg zur Missionsstation war $1\frac{1}{2}$ Stunde, hin und zurück doppelt. Er setzte sich also vor sein ihm bereitetes Holzschüsselchen; als er jedoch begierig danach greifen wollte, streckte seine Mutter die Hand nach der Medaille aus und rief voll Zorn: „Her damit!“ Kiaro aber biß rasch das Schnürchen entzwei und steckte die Medaille in den Mund, diesen mit seinen starken Zähnen fest schließend. Die Mutter war aber auch gleich entschlossen und zog das gefüllte Schüsselchen mit dem köstlichen Maisbrei an sich, während sie streng sagte: „So, jetzt esse Deine Medaille und werde davon satt.“ Kiaro mußte also ungewollt hungern. So vergingen zwei Tage, ohne daß er einen Bissen Essen bekam. Die Wut der Mutter steigerte sich dermaßen, daß sie einen dicken Bananenbastsack nahm, Kiaro in denselben steckte und oben zuband. Dann zog sie den Sack mit ihrem Kind auf das Gerüst und begann unten ihn tüchtig zu räuchern. Sie schleppte nasses Holz herbei und machte in der Hütte einen Rauch, der den armen Jungen zu ersticken drohte; darauf verrammelte sie die Lüre und ging fort. Zwei Tage lag der arme Knabe in dieser Haft, bis ich richtigen Be-

scheid bekam. Ich eilte, so schnell als mich die Füße trugen, zur Hütte des Knaben, deren Türe ich mit vielen Knoten verknebelt fand. Die niedrige Haustüre bestand aus einem Geflecht von Schlingpflanzen; zu Schloß und Riegel sind die Leute dort noch nicht gekommen. Ich rief daher durch die Ritzen: „Kiaro, bist Du da?“ „Ja,“ tönte es ganz matt, „ich kann nicht aus dem Sack, komm' und hilf mir.“ Im Nu hatte ich die Knoten durchgeschnitten und im nächsten Moment war ich oben auf dem Gerüst. Ich befreite den Jungen aus der Sackhaft, wir kletterten dann beide herunter und setzten uns am Eingang der Hütte an die frische Luft. Kiaro war halb verhungert und ver- schmachtet. Er zeigte mir voll Freude seine Medaille, welche er standhaft und beharrlich bis zu dem Augenblick, wo ich ihn befreite, im Munde gehalten hatte. Ich erquickte ihn mit Apfelsinen, und als wir so friedlich dasaßen, kam plötzlich seine Mutter, eine Riesenlast Holz auf dem Kopfe tragend. Zorn- sprühend warf sie ihre Last ab und sagte zu mir: „Was tust Du Europäerin da in meiner Hütte?“ Ich entgegnete: „Weil Du Dein Kind halb tot gequält hast, hat mir der Große erlaubt, Kiaro zu befreien. Ich gehe mit ihm zum König, er soll das Urteil fällen.“ Eine Flut Schmähreden begleiteten mich. Kairo ging nicht von meiner Seite. Der König übergab mir den Knaben zur Erziehung und der freudetrunkene Kiaro wurde unter die Zahl der Zöglinge aufgenommen. Nach überstandener Prüfungszeit wurde er auf den Namen Valentin getauft. Er wurde ein musterhafter Christ und später machte er das Examen eines Katecheten. — Seine Mutter kam inzwischen auch oft zur Missionsstation, und allmählich faßte auch bei ihr die heilige Religion Wurzel. Sie setzte sich auf die Schulbank und lernte eifrig so lange, bis auch sie auf den Namen Elisabeth getauft wurde. Auch sie wurde eine gute Christin und lebt fortan mit ihrem Sohn Valentin in christlichem Frieden. Valentin ist heute bereits ein treuer Gatte und Familienvater und waltet seines Amtes als Katechet und guter Hilfslehrer.

Schw. F.

z

Der Ausflug nach Bielefeld

(Fortsetzung)

Nachdem wir nun hier unsere Neugierde befriedigt hatten, führte uns der Weg zu einer Seidenweberei, der ein Vetter unserer ehrw. Schwester Oberin als Direktor vorsteht. Da ereignete sich ein sehr drolliger Zwischenfall, der uns Sonnenkinder besonders freute. Infolge einer Verwechslung von seiten des Vetters unserer ehrwürdigen Schwester Oberin, wurde die Schwester Luziana für die Schwester Oberin gehalten und auch

als solche begrüßt. Die Verlegenheit von seiten Schwester Luzianas und die Freude auf unserer Seite läßt sich leicht ausmalen. Auf diese Weise war unsere gute Tante für einen Tag Oberin, wurde aber bald nach ihrer Landung im Sonnenheim wieder ihrer Alltagsrolle bewußt.

Nun zu unserm Gang durch die Weberei, die uns manches Interessante bot. Die Rohseide, die kühl aufbewahrt werden muß, befindet sich in den Kellerräumen. Von Zeit zu Zeit wird in diese vielleicht einige Fuß hoch Wasser geleitet, um die für die Rohseide nötige feuchte Luft zu erzielen. Die Roh-



Unsere Haushaltungsschülerinnen in Neuenbeken in Tätigkeit.

seide ist riesig teuer: 1 Kilogramm = 100 Mk., ein kleines Päckchen, das man leicht im Arm tragen konnte = 500 Mk. Es wurde uns ein großer Ballen gezeigt, der einen Wert von 10 000 Mk. hatte. Die Kunstseide dagegen kann trocken aufbewahrt werden und befindet sich im ersten Stockwerk.

Wir wurden durch sieben große Säle geführt, worin uns die Verarbeitung der Seide vom ersten Aufspulen bis zum fertigen Stück gezeigt wurde. Im großen Websaal, wo ein Webstuhl sich an den andern reiht, bedient ein Arbeiter zwei Webstühle; er verfertigt im Tag 10 Meter einfache Seide und 5 Meter bessere, d. h. mit Muster.

Auch hier wie bei Detker ist für die fachmännische Ausbildung der Arbeiter gesorgt; es befindet sich bei der Firma eine eigene Fachschule, in welcher die Arbeiter durch eigene Lehrer in der Bearbeitung der Kunststoffe ausgebildet werden.

Doch schienen die Herren Lehrer bei all ihrer Weisheit nicht sehr erbaut zu sein von religiösem Besuch; denn sobald sie unser und der Schwestern ansichtig wurden, verschwanden die beiden Lehrer und waren trotz aller Bemühungen von seiten des Herrn Direktors nicht aufzutreiben.

Ein sehr interessantes Bild bot sich uns noch am Schluß der Arbeitszeit; wir befanden uns nämlich kurz vor Mittag in den Fabrikräumen. Punkt zwölf stand auf einmal der ganze Betrieb still und wie ein Bienenschwarm strömten die Arbeiter zum Fabriktor hinaus, während innerhalb der Räume eine unheimliche Stille eintrat.

Als Geschenk und als Andenken an diesen denkwürdigen Tag wurden uns noch einige Reste Seide mitgegeben.

Im Laufe des Nachmittags nahmen wir dann Abschied von Bielefeld, wo uns doch wirklich viel geboten wurde, und schlugen wieder die Richtung Paderborn ein. Den einstündigen Aufenthalt in Paderborn benutzten wir noch, um der Blindenanstalt einen Besuch abzustatten. Beim Anblick der armen Menschen kam es uns so recht zum Bewußtsein, welche eine große Wohltat es sei, das Augenlicht zu haben, und wir dankten dem lieben Gott für seine Gabe. Nebenbei bewunderten wir aber auch die Kunstfertigkeit der guten Leute und kauften ihnen manches Schöne ab. Des Abends um sechs Uhr landeten wir im Sonnenheim und konnten zum Abschluß des Tages dem heiligen Segen beiwohnen.

Mit vielen Sonnengrüßen:
Der Sonnewater.

NB. Wir machen unsere werten Leser darauf aufmerksam, daß im Oktober die Neuaufnahme in unsere Haushaltungsschule stattfindet.

z

Abendlicher Löwenbesuch in Morogoro

In der heißen Zeit, wenn es überall trocken ist, lieben es der Löwe und der Leopard, in der Steppe zu jagen und dem Zebra, der Giraffe, und der Antilope nachzusetzen. Beginnt aber die Masika (Regenzeit), so ist es ihnen im hohen Grase zu naß, und dann kommen sie in die Nähe der Menschen, um auf bequemeren trockenen Wegen ihre Beute zu holen. So hatten wir denn jetzt wieder die Ehre und den Schrecken, den Wüstenkönig als Nachbarn zu haben. Würde er nur brüllen, daß das ganze Haus bebte, ja, das hätten wir gerne, denn dann weiß man ihn in der Nähe, jetzt aber läßt er sich nicht vernehmen, und ist die Angst der Leute, ihm überall zu begegnen, viel größer.

Wir kamen vom Abendgebet aus der Kirche nach Hause. Schwester Amabilis und ich setzten uns noch hin, um einen Brief zu schreiben, die anderen gingen alle zur Ruhe. — Da um halb 9 Uhr plötzlich ein furchtbares Geschrei. Wir sprangen auf, um zu sehen, woher es komme. Erst vermuteten wir, es seien Kinder, dann aber wurde es uns klar, daß es aus einem zirka 30 Schritt entfernten Hause kam, in dem vier Frauen, die hier auf der Mission sind, um unterrichtet zu werden, untergebracht waren. Es war ein Schreien, aus dem die höchste Not klang, und wir wußten im ersten Schrecken nicht, was beginnen. — Im vorigen Jahre erlebten wir den gleichen Fall und wären wir damals, da wir schnurstraks heruntereilten, beinahe mit einem Leoparden zusammengetroffen. Dadurch gewizigt, benahmen wir uns etwas vorsichtiger, riefen aus Leibeskräften, sie sollten still sein, wir kämen. Dann machten wir selber Lärm durch Schlagen auf das Wellblech unserer Veranda, um dadurch etwa anwesende wilde Tiere zu verscheuchen. Allein die Frauen schrien immer entsetzlicher. Ich eilte auf die andere Seite des Hauses und rief so laut ich konnte nach dem Schlafsaal der Buben hinüber, aber alles war schon in süßer Ruh, und um einen schlafenden Negerjungen wecken zu können, braucht es viel. — Endlich hielt ich es nicht mehr aus, denn das Geschrei verstärkte sich immer mehr. „In Gottes Namen“, sagten Schwester Rita und ich, wir machten ein großes Kreuzzeichen, schraubten die Laterne hoch und eilten die Treppe hinab. Als wir schon auf das Haus zuliefen, nur vor uns schauend, um nicht über Sand und Steine zu fallen, rief plötzlich Schwester Rosalinde, welche oben auf der Veranda stand: „Zurück, zurück, gehen Sie nicht hinauf, ich sehe zwei oder gar drei große Tiere laufen. Natürlich machten wir beide kehrtum und liefen hinunter in den Hof, um die Knaben zu holen. Inzwischen hatten auch die Patres das Geschrei, das stets anhielt, gehört, und selbst der hochw. Herr Bischof kam mit Laterne und Stock zu Hilfe. Zusammen eilten wir nun die kleine Anhöhe hinan, wo wir die vier Frauen, fast wahnsinnig vor Angst, fanden. Anfänglich brachten wir nichts aus ihnen heraus als „mdudu, mdudu“ (mit Mdudu bezeichnen sie jedes Tier, das sie fürchten, mit Namen zunennen). Wir meinten nun, es sei eine Schlange in dem Raum, und es dauerte ein Weilchen, bis sie in ihrer Verwirrung endlich die Türe aufmachten. Dann stürzten sie zitternd auf uns zu, und endlich brachte ich aus der einen heraus, daß der Löwe einbrechen wollte. Er sei dreimal um das Haus gegangen und habe dann an der Türe versucht, einzudringen. Da dies nicht möglich war, sei er ans Fenster gegangen, das nur mit drei Latten und etwas Draht verschlossen ist. Erst das Licht unserer Laterne habe ihn vertrieben. Wir wollten es ihnen ausreden, aber sie waren nicht zu bewegen, im

dem Raum zu schlafen, und wurden erst ruhig, als wir sie auf dem Speicher einquartierten und die Türe mit zwei Schlössern verriegelten.

Am anderen Morgen gingen alle auf die Suche nach den Löwenspuren, aber da es die ganze Nacht tüchtig geregnet hatte, und der Boden rund um das Haus recht hart ist, war nichts zu sehen. Ich stellte die Frauen abermals zur Rede und sagte: „Wie konntet ihr uns doch so erschrecken, es ist gewiß kein Löwe gewesen. Ihr habt geschlafen und seid, durch etwas erschreckt, aufgewacht, und dann meint ihr, es sei der „Limba“. Da kam ich aber schön an. „Mama,“ sagte sie, „warum sollten wir lügen? Wir waren alle wach und eben noch mit dem Kind (eine Frau hatte ihr Kindchen von zirka einem Jahr bei sich) beschäftigt, als wir den Löwen kommen hörten. Wir sahen das Feuer seiner Augen und bückten uns, daß er uns nicht sehe. Aber er schaute, nachdem er dreimal um das Haus gegangen, zum Fenster herein, und suchte einzudringen.“

Wirklich war die Mauer abgekrakt.

Seitdem sind wir wieder viel vorsichtiger geworden, und niemand traut sich ohne Laterne vor die Türe. Fast waren wir versucht, unseren abendlichen Besuch beim Allerheiligsten aufzugeben, obschon die Kirche nur 40 Schritte von unserem Hause liegt. Doch „wer in des Höchsten Obhut wohnt, der weilt im Schutze des Himmelsgottes“, und so gehen wir tapfer und mutig weiter zur Kirche, aber jedesmal danke ich dem lieben Gott, wenn wir wieder alle wohlbehalten oben auf der Veranda sind und die Türe hinter uns zu ist.

Schw. M. Ancilla.

3

Cala

Aus einer unserer allerärmsten Missionsstationen in Süd-Afrika wird folgendes berichtet: Hier in unserem Herz-Jesu-Institut fand die Professablegung der sechs ersten Novizinnen aus dem Volksstamme statt. Acht Tage Exerzitien gingen dem schönen Feste voran. Es war eine Freude zu sehen, mit welcher Sammlung und welchem Eifer diese noch jungen Christinnen, die meist noch von heidnischen Eltern geboren, diesen geistlichen Übungen oblagen und mit welcher regem Interesse sie den Vorträgen von Rev. Father Bender folgten.

Der hochw. Herr Bischof Fleischer von Mariannahill, Gründer und erster Oberer der neuen Kongregation der eingeborenen Schwestern, welche den Namen Töchter des heiligen Franziskus führen, war selbst erschienen, um die Zeremonien vorzunehmen. Zur Assistenz waren drei Mariannahiller Patres sowie der Ortsgeist-

liche, Herr Professor Käufer, anwesend. Das Haus war mit Festgästen gefüllt, meist Protestanten, da unsere christliche Gemeinde unter den Eingeborenen erst im Entstehen begriffen ist.

Das Kapellchen, ein armes Nazareth, sah in dem höchst einfachen Festschmuck recht einladend aus und entsprach den Grundsätzen des heiligen Franziskus, der aus der schwarzen Nation neue Töchter erhielt, die ihm in Armut, Entsagung und Weltverachtung nachfolgen wollen. Bald setzte sich die Prozession in Bewegung, welche die schwarzen Bräute beim Noviziatshause abholte, und unwillkürlich schloß sich die große Zahl neugieriger Zuschauer an. Beim Einzug in die Kapelle erschallte aus frischen Kinderkehlen das „Veni sponsa Christi“ worauf der hochwürdigste Herr Bischof an den Altar trat, um die Festpredigt zu halten. An diese schlossen sich die Zeremonien an, welche sehr ergreifend waren. Tränen der Rührung drängten sich manchen Anwesenden in die Augen in Anbetracht der großen Gnade, welche diesen armen Naturkindern zuteil wurde. Stille Bewunderung hinwieder erfüllte das Herz über den so großen Opfermut und den heldenhaften Entschluß der glücklichen Bräute, die einem freien, ungebundenen Leben Lebewohl gesagt haben. Der weiße Schleier wurde alsdann mit einem schwarzen vertauscht und nachdem die jungen Professen noch mit einem Myrtenkranz geschmückt wurden, wurden sie an ihren Platz zurückgeleitet. Ob schon unter dem Volke, welches das christliche Leben bisher fast nicht gekannt hat, noch viele Vorurteile gegen die heilige Religion herrschen, scheint doch die Zeit der Ernte gekommen zu sein. In den schwarzen Schwestern hat uns die göttliche Vorsehung begeisterte Hilfe an die Hand gegeben. Wir bedürfen aber noch guter europäischer Kräfte, um die junge Genossenschaft gut heranzubilden und die geweckten Tembu-Mädchen für Schule und Haus zu belehren. Ein herrliches Missionsfeld unter Heiden und Irrgläubigen!

Bemerkung der Redaktion. Unsere ehrw. Mutter Generaloberin, welche sich zur Zeit auf Visitationsreise in Südafrika befindet, teilte uns mit, daß die Armut auf dieser Missionsstation geradezu drückend ist. Vielleicht finden sich gutherzige Seelen, welche ein Scherflein übrig haben. Schwester Gustavine, die Oberin von Cala, bittet dringend um Leuchter für den Altar, um Kruzifixe und einige Bilder für das Wohnhaus der schwarzen Schwestern und wenn es möglich wäre, um einen Rauchmantel für die kirchlichen Feierlichkeiten. Alles, auch die kleinste Gabe wird für diese arme Missionsstation gerne in Empfang genommen vom „Theresianum“, M. Gladbach, Kaiserstraße 103.

3



Die ersten eingeborenen Schwestern (sechs an der Zahl), welche ihre Ordensprofess ablegten.

Der Glaube an die Seelenwanderung unter den Nfundonegern

(Congo)

Wir waren die ersten Schwestern, welche in dieses Missionsgebiet kamen, und es lag uns darum sehr viel daran, den religiösen Kult der Eingeborenen kennenzulernen. Wir konnten nirgends Götzenbilder entdecken und glaubten darum, die Leute seien zu bequem für jeglichen Kult. Eines Abends sahen wir einige Heiden unter einer Gruppe Palmbäumen versammelt und aus ihren Gebärden, dem Händestrecken, Rufen und Schreien glaubten wir auf eine besondere Verehrung des Mondes schließen zu können. Allein es waren nur einige Männer beschäftigt, Palmnüsse abzuhacken und den Untenstehenden zuzuwerfen. Ihre Vermüthungen jedoch, die sie oft ausstießen, verrieten uns, daß sie an höhere Wesen und gute und böse Geister glauben und daß sie überzeugt waren, daß sie nach dem Tode je nach ihrer Lebensweise an einen guten oder bösen Ort kommen. Auch bei der Pflege der Schlafkranken fanden wir immer, daß sie sich sehr vor dem Teufel „Boloki“ fürchteten.

Eines Tages saß eine Schwester mit Kindern im Freien am Gemüserichten. Da schrie eine Katze ihr „Miau“, das aber ähnlich wie „Ma — ma“ lautete. Die Kinder sprangen auf und riefen: „Schwester, die Seele eines Menschen sitzt in diesem Tier, hörst Du nicht, wie sie weint und Mama ruft?“ Während der Nacht verlassen die Eingeborenen nicht ohne dringende Notwendigkeit ihre Hütte, weniger aus Furcht vor den wilden Tieren als vor den bösen Geistern. Nach ihren Begriffen geht die Seele nach dem Tode eines guten Menschen in ein friedliches Tier, oder an einen Ort, wo es gutes Essen gibt. Die Seele eines bösen Menschen wandelt jedoch in ein Krokodil oder einen Leoparden, eine Schlange usw., je nach dem Charakter des betreffenden Menschen. Diese Seelen schaden den Zurückgebliebenen an Hab und Gut und nehmen ihnen auch manchmal das Leben. Sterben Häuptlinge oder reiche Männer, so warten draußen vor der Hütte einige Männer auf den letzten Atemzug, um durch Gebärden beim letzten Seufzer die Seele an einen guten Ort zu wünschen, gewöhnlich nach Europa, wo sie dann nach Jahren wieder mit viel Verstand zurückkommt. Auch von uns glaubten die Heiden, daß wir früher schon als Schwarze bei ihnen gewesen seien und deshalb ihre Sprache so bald erlernt hätten.

Soeben kommt ein Zauberer um die Ecke und wandert in das nächstliegende Heidendorf. Dort ist Ibenge, der Häuptling, an Lungentzündung gestorben. Die Mutter des Häuptlings hat den Zauberer gerufen, damit er für die Seelenruhe

des Verstorbenen tanze und gleichzeitig die Ursache des Todes angebe. Er ist eine große, hagere Gestalt mit einem Fell bekleidet, mit einem Spieß in der Hand; sein Gang ist majestätisch, er ist sich seiner Würde bewußt. Eine Frau geht mit einer Schelle vor ihm her; ihr heiserer Klang macht die Leute aufmerksam, daß der Zauberer kommt. Der Weg wird gereinigt. Die Hütte, welche ihm als Wohnung dient, ist abgezäunt durch aufgeschlossene Palmbblätter. Wer diese ohne Erlaubnis betritt, muß sterben. Trotzdem ging ich selbst einmal hinein und bat den Zauberer, er möchte mit seinem Tanz etwas früher beginnen. Er empfing mich ganz gnädig und willfahrte meiner Bitte. Die Leute draußen riefen: „Schwester, Schwester, geh nicht hinein, Du mußt sonst sterben.“ Sie waren ganz erstaunt, daß ich wieder lebendig herauskam.

Die Leiche des Häuptlings wurde mit roter Farbe eingeschiert und das Gesicht mit schwarzen und weißen Streifen verziert. Die Haare wurden schön geflochten und auch mit roter Farbe bestrichen. Abends wurde die Leiche auf einem freien Platz unter einem Baum auf einen Stuhl gesetzt und angebunden. Alle Einwohner setzten sich im Kreise in einiger Entfernung herum. Dann wurde der Tam-tam geschlagen, und die Frauen schlugen dazu taktmäßig in die Hände. Bald erschien auch der Zauberer mit einem großen Federhut. Er tanzte so schön und so leicht, daß man glaubte, er habe keine Knochen. Es ist kein Hüpfen, sondern ein Drehen und Winden des Körpers. Bald stellte er sich auf die Fußspitzen, bald machte er sich ganz klein. Als wir die Leute fragten, warum denn das alles gemacht wurde, antworteten sie, das ist für die Seelenruhe des Verstorbenen, damit sein Geist sich in der anderen Welt wohlfühle und er nicht wieder zu uns zurückkomme. Kann die Leiche nicht in die Mitte der Versammlung gesetzt werden, dann wird sie so lange in der Hütte begraben, bis der Sarg fertig ist. Dieser besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm und beansprucht drei Wochen Arbeitszeit. Unterdessen müssen die Frauen zu bestimmten Stunden des Tages um das Grab herumsitzen und weinen und singen, dürfen sich nicht waschen und leben nur von Zuckerrohr und Maiskolben. Der Zauberer tanzt jeden Abend acht Tage lang. Dabei wird für die Seelenruhe des Verstorbenen geschrien und geweint und nachts geht der Zauberer herum, um die bösen Geister zu vertreiben. Nun sucht er nach der Ursache des Todes. Bei unserem Häuptling Ibenge gab er an, daß dieser die Zaubermittel, welche die Mutter ihm um den Hals gelegt hatte, verloren habe. Deshalb kam nachts eine Riesenschlange, in welcher ein böser Geist wohnte und brachte ihm die Krankheit und den Tod. Um diese Riesenschlange aus dem Dorfe zu verbannen, sauft der Zauberer mit vielem Hokus-pokus durch das Dorf

und im Wald herum. Vor einigen Jahren haben die Zauberer als Ursache des Todes irgendeine Sklavin angegeben, welche dann lebendig mit der Leiche auf dem Schoße begraben wurde. Jetzt fürchtet der Zauberer die Weißen und getraut sich nicht, in deren Nähe dieses zu tun; deshalb gab er die Riesenschlange an.

Sind die ersten Trauertage um, so wird der Zauberer mit vielen Geschenken wieder fortbegleitet und erscheint erst wieder nach der Beerdigung. Unterdessen werden Trauerzüge veranstaltet, wobei alles, was der Verstorbene im Gebrauch hatte, herumgetragen wird. Ist der Sarg endlich fertig, dann wird der Nkundoneger, welcher am Wasser wohnte und Fischerei betrieb, auch im Wasser begraben. Eine Menge kleiner Nachen begleiten das kleine Boot, wo es mit der Leiche in einer tief abgelegenen Stelle des Flusses versenkt wird. Alles geht mit großer Hast und Schnelligkeit, damit der Geist des Verstorbenen nicht nachkommt.

Der Nkundoneger, welcher in den Urwäldern wohnt, wird auch im Urwald begraben; Wasserkrug, Decken und alles, was bei dem Trauerzug herumgetragen wurde, wird sodann auf das Grab gelegt. Ein Notar wegen solchen Hinterlassenschaften ist deshalb bei den Negern nicht nötig, nur lebendes Gut, welches in den zurückgebliebenen Weibern besteht (oft 20—30 an der Zahl) wird nach der Beerdigung an rechtmäßige Erben verteilt, wobei es oft Streit, Mord und Totschlag gibt.



Auflösung des Füllrätsels aus vor. Nummer

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| A | U | S | T | R | A | L | I | E | N |
| U | N | T | E | R | G | A | N | G | |
| S | T | A | R | K | M | U | T | | |
| T | I | L | B | U | R | G | | | |
| R | E | S | E | D | A | | | | |
| A | G | N | E | S | | | | | |
| L | A | N | D | | | | | | |
| I | D | A | | | | | | | |
| E | I | | | | | | | | |
| N | | | | | | | | | |